

Perspektiven künftiger Arbeit von Geschichtsvereinen¹

Jürgen Reulecke

Von Bertolt Brecht stammt der Satz „Wer nach von springen will, muss erst einige Schritte zurückgehen“, und der englische Premierminister Harold Macmillan soll einmal gesagt haben: „Wir sollen unsere Geschichte nicht als Sofa, sondern als Sprungbrett benutzen“.

Auf solch einfache Nenner lässt sich, ganz abgesehen von allen geschichtswissenschaftlichen und geschichtsphilosophisch-theoretischen Höhenflügen, unser alltägliches Eingebundensein in das Spannungsverhältnis zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bringen. Reinhard Koselleck, einer unserer historischen Großmeister der letzten Jahrzehnte, gerade achtzig Jahre alt geworden, hat dieses Spannungsverhältnis einmal mit den beiden recht anschaulichen Begriffen „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ bezeichnet.

Ohne jenen Rucksack voller Erfahrungen und Erinnerungen, voller Prägungen und auch Vor-Urteile, den wir seit unserer Geburt mit uns herumschleppen und ständig mehr füllen, kämen wir nicht sinnvoll durchs Leben, könnten wir uns keinen Begriff von uns selbst im Kontext anderer machen, könnten wir auch nicht nach vorne planen! Ein solches Motto, wie es vor einigen Jahren der indische Guru Baghwan in die Welt gesetzt hat, nämlich „ganz entspannt im Hier und Jetzt“, mag zwar eine geheime Sehnsucht in uns sein und auch im Jenseits zutreffen, aber schon Hermann Hesse hat gereimt:

„Einmal zu Stein erstarren! Einmal dauern!
Danach ist unsre Sehnsucht ewig rege,
Und bleibt doch ewig nur ein banges Schauern,
Und wird doch nie zur Rast auf unsrem Wege.“

Als Lebensdevise jedenfalls taugt das Baghwan-Motto nicht; es beraubt uns unserer Geschichtlichkeit und damit auch unserer Zukunftsfähigkeit. Denn: „Ohne Herkunft - keine Zukunft!“

Nun könnte man angesichts solcher relativ trivialer, zugleich etwas pathetisch klingender Sätze zur Zeit sagen, dass doch eigentlich gar keine Gefahr besteht, in a-historische Gegenwartsfixiertheit zu ver-

1 Festvortrag zur Festveranstaltung des Oberhessischen Geschichtsvereins aus Anlass seines 125jährigen Bestehens am 15. Juni 2003 in der Aula der Justus-Liebig-Universität zu Gießen. Der Vortragsstil ist in dieser Druckfassung beibehalten worden.

fallen. Schließlich begehen wir ja Jahr für Jahr eine Fülle von Erinnerungsanlässen mit breiter massenmedialer Resonanz und fordern die Bürger dabei auf, sich an dieses oder jenes historische Ereignis zu erinnern. Doch jedem geschichtsbewussten Menschen dürfte wohl, wenn er unsere derzeitige öffentliche Erinnerungskultur mit etwas Abstand beobachtet, Folgendes klar geworden sein: Das Umgehen mit Geschichte ist inzwischen weitgehend, schon fast bis zum Überdruß, zu einer „Anlasskultur“ verkommen. Erinnerung wird - massenmedial breitgetreten -, was der Zufall des Kalenderdatums an runden Erinnerungsjahren gerade bereithält. 1998 waren es vor allem 350 Jahre „Westfälischer Friede“ von 1648, 150 Jahre Revolution von 1848 und dreißig Jahre Studentenbewegung von 1968. Und wir wurden dann im Jahre 1999, das gleichzeitig ein Goethe-Jahr und ein Kästner-Jahr war, in den Massenmedien durch die häppchenweise Servierung von isolierten Einzelereignissen nach dem Motto „Das war das 20. Jahrhundert“ auf den Sprung ins Jahr 2000 eingestimmt, das gleichzeitig auch ein Gutenberg-Jahr war; vor kurzem gedachte man der sechzig Jahre zurückliegenden Schlacht von Stalingrad, und in diesen Tagen rauscht massenmedial die Erinnerung an den Volksaufstand in der DDR vor fünfzig Jahren über uns weg - von abständiger historischer Bilanzierung ist in unserer „Von-der-Hand-in-den-Mund-Gesellschaft“ praktisch keine Spur; differenziertere Analysen würden - so die Medienmacher - das Publikum überfordern und erst recht die Frage, was Geschichte konkret mit uns und unserer Zukunft zu tun hat.

Also werden wir am Gängelband medialer Geschichtsklitterung durch die Geschichte geschleust wie eine Kindergartengruppe durch den Zoo. Insofern ist unsere aktuelle Erinnerungskultur - so paradox das klingen mag - letztlich weitgehend geschichtsblind und a-historisch: Sie provoziert uns nicht zur Selbsthistorisierung und historischen Bilanzierung, sondern befriedigt im wesentlichen Unterhaltungsbedürfnisse.

Wenn „runde“ Geburtstage wie der eines traditionsreichen Geschichtsvereins wie des Ihren etwas anderes sein sollen als eine festliche Reaktion auf die simple Vorgabe des tumben Kalenders, dann liegt es nahe, genau das zu tun, was Sie mit Ihrem heutigen Festakt tun: aus dem Hier und Jetzt hervorzutreten und sich wieder einmal die eigentlich simple, aber immens folgenreiche Frage zu stellen: Wo kommen wir eigentlich her und wo gehen wir hin?

Konkreter gefragt: Welche Rolle spielen wir, die Historiker, eigentlich in diesem öffentlichen Anlasskultur-Rummel? Welche Selbstauffassung besitzen wir in diesem Kontext? Vermutlich sind wir uns über folgende Selbstsicht einig: Geschichtsvereine sind ebenso wie die

Fachhistoriker, die Geschichtslehrer, die Fachleute in historischen Museen und Archiven günstigenfalls in ihrer jeweiligen Gesellschaft anregende Kommunikationspartner über das Abenteuer Geschichte; und zugleich sind sie deren Mahner und Impulsgeber, sich selbst im Zeitfluss zu verorten, sich selbst einmal von außen zu betrachten, sich eben gerade nicht vom Hier und Jetzt zur Marionette machen zu lassen. Nehmen wir diese Funktionen wahr? Können wir sie überhaupt noch wahrnehmen? Wie gehen wir mit den genannten Herausforderungen um? Mit solchen Fragen näherte ich mich in enger werdenden Kreisen meinem Thema!

Wenn ich als Universitätshistoriker mit Blick auf die Geschichtsvereine gerade mehrfach das Wörtchen „wir“ benutzt habe, dann hat das zwei Gründe: Einerseits marschieren wir, so setze ich voraus, wenn auch auf zum Teil getrennten Wegen, auf dasselbe Ziel zu, nämlich nicht nur Bewahrer und Interpret von Vergangenen, sondern zugleich Anwälte für das historische Gewissen unserer konkreten Gesellschaft zu sein - in unterschiedlichen Handlungsräumen zwar, aber dennoch nachdrücklich und mit Selbstbewusstsein! Andererseits habe ich selbst über zwanzig Jahre in der Führungsriege eines gut hundert Kilometer weiter nördlich agierenden Nachbarvereins, des Bergischen Geschichtsvereins, mitgewirkt und fühlte mich schon deshalb aufgefordert, dazu beizutragen, immer wieder den Brückenschlag zwischen der universitären Geschichtswissenschaft und den sogenannten historisch interessierten Laien in den Geschichtsvereinen zustande zu bringen.

Ein Forschungsfeld kam dabei in besonderer Weise in unseren Blick: die „Regionalität“ des Menschen, mit anderen Worten: seine subjektive Verortung in dem für ihn überschaubaren Raum, sein Eingebundensein in seiner räumlichen Nahwelt, in seiner „Heimat“ also! Jeder von uns hat ja etwas im Kopf, was wir hochtrabend „mental map“ nennen, nämlich ein historisch-fundiertes, individualgeschichtlich eingefärbtes Bild von dem, was uns räumlich umgibt, was historisch gewachsen ist und was unsere Horizonte in vielfacher Hinsicht, nicht zuletzt auch sozial und mental bestimmt - ob wir uns nun darüber im Klaren sind oder nicht! Aus solchen Erfahrungen und Denkansätzen sind jetzt meine folgenden Ausführungen zu verstehen. Dabei soll es zunächst um einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung der Geschichtsvereine gehen, dann um deren Gegenstand und die von ihnen angesprochenen Adressaten und schließlich um Überlegungen zum zukünftigen Engagement.

Da mein Kollege Winfried Speitkamp im Februar dieses Jahres in Ihrem Kreis bereits einen eindrucksvollen und umsichtigen einschlägigen Vortrag zum Thema „Geschichtsvereine, Landesgeschichte,

Erinnerungskultur“ gehalten hat, kann ich mich zur ersten meiner drei Fragen kurz fassen und muss auch nicht mehr auf die konkrete Geschichte Ihres Vereins eingehen.

1. Zur Entwicklung der Geschichtsvereine seit dem frühen 19. Jahrhundert

Was Geschichtsvereine betreiben, was sie wollen, wer sich in ihnen engagiert und an wen sich dieses Engagement richtet, ist in den letzten rund zweihundert Jahren selbst wieder sehr stark historisch bedingt, vom „Zeitgeist“ beeinflusst und von der Weite oder Enge des jeweiligen Horizonts bestimmt gewesen. Dazu einleitend ein kleiner Exkurs, der sich auf Gießen bezieht! Im Sommer 1815, als in Wien gerade der Wiener Kongress zuende ging, schrieb ein 17jähriger Gießener Student an seinen älteren Bruder, der kurz vorher als Jurisprudenzprofessor von Gießen nach Kiel berufen worden war, folgende Zeilen:

„Liebster Karl! ... Es thut mir recht leid, dass Du nun diesen Winter noch nicht hierher kommen kannst, besonders da unser Wunsch, beisammen zu leben, später durch eine Ländervertauschung vereitelt werden kann; denn es ist wahrscheinlich, dass wir kurhessisch werden und alsdann die Universität nach Worms verlegt wird. Mich lächert es jetzt oft, wenn die Leute ihr ganzes irdisches Glück und ihre Zufriedenheit in Gefahr glauben bei dem Gedanken kurhessisch zu werden ... Der Leute, die ihr ganzes Glück und ihre ganze Hoffnung bloß auf den einen Fürsten setzen, giebt es hier noch gar viele, und diese thun dadurch dem Allgemeinen sehr viel Schaden. Auch unter den Studenten hier sind sehr viele, die ihren ganzen Sinn in diese enge Kleinigkeit verschränken und darüber das große allgemeine Vaterland nur als eine bald mehr, bald weniger nothwendige Form halten. Ach, es ist noch so unendlich viel umzubilden und zu verbessern, ehe es gut werden kann. Man muß eine scharfe Grenzlinie ziehen zwischen einem alten Geschlechte und zwischen einer neuen Generation ...“

Regionaler Selbstbehauptungswillen und gesamt nationale Vaterlandsvorstellungen stehen sich hier also krass gegenüber und produzieren in dieser Umbruch- und Aufbruchphase so etwas wie einen ersten politischen Generationenkonflikt. Der Briefschreiber war übrigens Ernst Welcker, der acht Jahre jüngere Bruder des berühmten Staatsrechtslehrers Karl Theodor Welcker. Beide stammten aus Oberofleiden, etwa fünfundzwanzig Kilometer Luftlinie östlich von hier, und der Entdecker des umfangreichen Briefwechsels der beiden Brüder war 1893 ein junger Archivar F. Meinecke, kein geringerer als der später ebenfalls berühmte Historiker Friedrich Meinecke.

Ausgehend von einer bürgerlichen „Vereinsleidenschaft“, von verstärkten nationalen Sehnsüchten nach dem Sieg über Napoleon auf der einen Seite und regionaler Selbstbesinnung auf der anderen gab es eine erste Gründungswelle von Geschichtsvereinen in den 1820er Jahren. „Vaterländische Romantik, Mittelalterbegeisterung und die Neuentdeckung von Kunstdenkmälern der engeren Heimat“ (Pabst) standen im Mittelpunkt entsprechender Aktivitäten des aufstrebenden Besitz- und Bildungsbürgertums. Das alles war jedoch zunächst noch recht biedermeierlich beschaulich, ehe dann um 1860 eine zweite Welle von Vereinsgründungen einsetzte. Verwissenschaftlichung war jetzt die Devise; vor allem Gymnasialprofessoren waren die Motoren dieser Entwicklung. Hatten bisher eifrige Heimatforscher über ihre Befunde in den örtlichen Geschichtszirkeln berichtet, so lud man sich jetzt zunehmend Fachleute aus den Universitäten ein, um sich belehren und erbauen zu lassen. Ende des 19. Jahrhunderts, ab etwa 1890, erhielt die Geschichtsvereinslandschaft dann neue Impulse, weil sich jetzt immer mehr Bürger angesichts der rasanten Veränderungen ihrer Lebensumwelt infolge von Industrialisierung, Binnenwanderung und Verstädterung auf ihre historischen Wurzeln vor Ort zu besinnen begannen, um sich durch deren Erhalt und durch die Bewahrung von Identität stiftenden Punkten aus der Vergangenheit ein Stück Sicherheit und Kontinuität zu schaffen.

Zum Teil griffen solche Vereine die wissenschaftlichen Impulse ihrer Vorläufer auf und ließen sich von profilierten Köpfen der Landesgeschichtsforschung wie etwa Karl Lamprecht anregen. Zum Teil aber wandelten sie, wie es Lamprecht einmal ironisch ausgedrückt hat, „lieber auf den bequemen Promenaden des Dilettantismus“ und gerieten so in den Sog der stark emotional aufgeladenen Heimatbewegung um 1900. Damit kam ein Kernbegriff in die Debatte, der bis heute immer wieder kontroverse Auseinandersetzungen ausgelöst hat: „Heimat“. Dieser ehemals reine Rechtsbegriff wurde seit etwa 1890 mit einer umfassenden Wertigkeit aufgeladen. Heimat war nicht nur der individuelle Herkunftsort des Einzelnen mit dessen stark gefühlsbeladenen und oft verklärenden Erinnerung, sondern das Vaterland, die Nation auf unterer Ebene im Nahbereich. Heimat galt als Mysterium, das von einer menschlichen Nähe, Wärme und Sicherheit geprägt sei, die die großen Städte nicht bieten könnten. Das Land und das Dorf wurden seit Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend verherrlicht als der eigentliche und ursprüngliche Wurzelgrund eines gesunden Volkes.

Heimatgefühl war danach das Band, „welches den Menschen mit der allnährenden Mutter Erde verknüpft“; so schrieb es Georg Hansen, einer der vielen wortgewaltigen Propagandisten der damaligen Heimatschutzbewegung. Heimat wurde dadurch zu einem Wert, den es auch

militärisch zu verteidigen galt: gegen die „welsche Begehrlichkeit“ im Ersten Weltkrieg, gegen „rassische Überfremdung“ im Dritten Reich, gegen die „bolschewistische Unkultur“ und die „asiatischen Horden“ im Zweiten Weltkrieg usw. usw.

Wir alle wissen, wohin diese Pervertierung des Heimatbegriffs letztlich führte: Indem „Heimat“ aus der ganz subjektiv-individuellen Erlebnissphäre des Einzelnen herausgelöst und zu einem Schlagwort von politisch-weltanschaulichen Gruppen und schließlich des NS-Staates gemacht wurde, führte sich der Heimatbegriff selbst ad absurdum: „Heimat ist, wo unsere Toten ruhen“ - hat damals einmal ein NS Dichter gesagt. Viele unserer Toten liegen nun in Langemarck und Stalingrad, bei Narvik, vor Verdun, an der Somme, auf Kreta, bei El Alamein - mein Vater z.B. bei Kiew in der Ukraine.

Nach 1945 dauerte es einige Jahre, bis sich die Vereine reorganisiert und von ihren „braunen“ Elementen befreit hatten. Die wissenschaftliche Erforschung unverfänglicher Bereiche wie etwa die Untersuchung von Fürstenhäusern des Spätmittelalters und der Territorialpolitik in der Frühen Neuzeit ebenso wie kirchengeschichtlicher Probleme nach der Reformation u. ä. dominierte wieder. Themen aus dem 19. oder gar 20. Jahrhundert blieben für lange Zeit Ausnahmen.

Diese Arbeit war ohne Zweifel verdienstvoll, doch stagnierte bis in die frühen 1970er Jahre im Grunde die Geschichtsvereinsentwicklung, zumal auch aus der Öffentlichkeit wenig Rückenwind oder Herausforderung kam. Deutlich fiel damals das Urteil des Kölner Historikers Peter Berglar aus: Er verglich sich, seine Kollegen und alle, die sonst noch Geschichte zu vermitteln versuchten, mit den Hofnarren, Mohren und Verschnittenen an den mittelalterlichen Fürstenhöfen: Die moderne Gesellschaft - so Berglar - leiste sich die Geschichte bloß als Luxus, als Liebhaberei und zum Gaudi!

Dass der Mohr gehen konnte, wenn er seine Schuldigkeit getan hatte, war dann die sprichwörtliche Konsequenz solcher Funktionszuweisung. Nach einer Aufblähung der Universitäten Anfang der 1970er Jahre folgte nämlich in den letzten drei Jahrzehnten eine geradezu katastrophale Reduzierung der Stellen besonders im Bereich der „weichen“ Wissenschaften, d. h. insbesondere der Geisteswissenschaften. Gleichzeitig reduzierte sich die Bedeutung des Geschichtsunterrichts an den Schulen durch eine Fülle curricularer Eingriffe und Vorschriften in einem solchen Ausmaß, dass jede neue Befragung von Schülern nach historischen Grundkenntnissen neue erschreckende Beweise für eine massive Erosion des Geschichtswissens und Geschichtsbewusstseins in unserer Gesellschaft erbrachte.

Darüber lamentieren zwar die Fachleute, doch eine solche Klage über die Erosion des Geschichtsbewusstseins bleibt natürlich an der Oberfläche, wenn man nicht zugleich das gesamte problembeladene Dreiecksverhältnis Öffentlichkeit - Hochschule/Schule - Geschichtsvereine in den Blick nimmt.

2. Zum Gegenstand und zu den Adressaten der Geschichtsvereinsarbeit

Kommen wir noch einmal auf die derzeitige öffentliche Geschichts- und Erinnerungskultur zurück, so kann man ja eigentlich auf den ersten Blick nicht darüber klagen, dass Historisches nicht an vielen Stellen präsent wäre - im Gegenteil! Neben den schon erwähnten, massenmedial breit vermittelten Gedenktagskampagnen anlässlich runder Kalenderdaten gibt es vielerlei weitere historische Versatzstücke im Alltag, angefangen bei den massenwirksamen Fernsehserien à la Guido Knopp, die trotz ihrer historischen Fragwürdigkeit hohe Einschaltquoten erbringen, über erfolgreiche Ausstellungen bis hin zu den vielen nostalgischen Bilderbüchern und den historischen „Live-Events“ bei den sogenannten Mittelaltermärkten.

Geschichte ist also chic, ist eine gut verkäufliche Ware; mehr ist sie allerdings für die flinken Macher nicht! Was hier geschieht und auch seit Jahren bereits in den Schulen leider praktiziert wird, ist eine Zerschneidung der Geschichte in einzelne Facetten oder Mosaiksteine, die kein Gemälde, kein einigermaßen schlüssiges Hintereinander (eine Chronologie, ein Zeitgerüst also) ergeben - dies nach solchen Vorgaben wie: Umwelt im alten Rom, Frauen auf der mittelalterlichen Burg u. ä. Zusammenhänge herzustellen oder Überblicke zu liefern, ist verpönt; infolgedessen verschwindet das Gefühl für die „Zeitgestalt“ der Geschichte immer mehr - trotz des großen Marktes mit historischen Versatzstücken. Gleichzeitig häufen wir in unserer sogenannten „Wissengesellschaft“ bzw. Informations- und Mediengesellschaft eine ungeheure Masse an Faktenwissen an, auf das man z.B. per Internet ständig zugreifen kann. Was dabei „Bildung“ ist, reduziert sich im Denken der Medienmacher und meisten Mediennutzer weitgehend auf die reine Verfügbarkeit von Wissen, das weltweit jederzeit von jedem abrufbar ist. „Bildung“ hat in diesem Kontext nichts mehr mit der Fähigkeit zum intensiven Prüfen, Bewerten und Auswählen einzelner Wissensbestände und mit dem abständigeren Nachdenken darüber zu tun, sondern verkommt in unserer so hochgepriesenen Wissensgesellschaft „zu einer Ansammlung gleichrangiger Dateien“.

Nun weiß ich aus eigener Erfahrung, dass es immer noch und immer wieder eine durchaus beträchtliche Zahl von Jugendlichen und jüngeren

Erwachsenen gibt, die eine bemerkenswerte historische Neugier besitzen. Die in den 1980er Jahren entstandene Konkurrenzbewegung zu den traditionellen Geschichtsvereinen, die Bewegung der örtlichen „Geschichtswerkstätten“, ist dafür ebenso ein Beleg wie der seit rund dreißig Jahren andauernde Erfolg des „Schülerwettbewerbs Deutsche Geschichte“ um den Preis des Bundespräsidenten, den seinerzeit Bundespräsident Gustav Heinemann ins Leben gerufen hat.

An dieser Stelle setzt nun meine kritische Betrachtung der traditionsreichen Geschichtsvereine ein - ohne dass ich allerdings auch nur eine Spur von Wissen darüber habe, wie die konkrete Situation und der Diskussionsstand hier im Oberhessischen Geschichtsverein Gießen beschaffen sind. Meine Einschätzung bezieht sich auf Erfahrungen in anderen Vereinen, in denen etwa folgende Trends zu beobachten sind:

1. Die Vereine sind meist überaltert; eine gezielte Nachwuchsrekrutierung findet kaum statt; der Stil ist traditionell, bedächtig, vereinsmäßig trocken; es herrscht weitgehend Innovationsmüdigkeit.

2. Viele Mitglieder fühlen sich, gleichgültig aus welchen Berufen sie kommen, nicht mehr in erster Linie als Förderer der lokalen und regionalen Geschichtsforschung durch engagierte Laien und an der Ortsgeschichte interessierte Fachleute, sondern als Beitragszahler, die für ihren Beitrag auch etwas sehen wollen, was zu ihrer persönlichen Unterhaltung beiträgt.

Deshalb verschiebt sich das Schwergewicht der Programme zunehmend von der Forschungsförderung und -popularisierung weg zu unterhaltsamen Ereignissen im Stile von Heimatvereinen. Was da allerdings angesichts meist sehr knapper Mittel nur geboten werden kann, lockt oft die ganz andere Anreize gewöhnten jüngeren Menschen nicht hinter dem Ofen hervor.

3. Die Blickweisen auf das, was Geschichte vor Ort ist bzw. sein kann, überhaupt die ganze Konzeption und Zielrichtung der Vereinsarbeit, werden allenfalls ansatzweise selbstkritisch diskutiert. Viele neuere Trends in der Historiographie, z.B. die Hinwendung zu einer neueren Kulturgeschichte mit ihrer starken Beachtung des sog. „subjektiven Faktors“ in der Geschichte, und brisante Fragestellungen spielen bei den Planungsstrategien kaum oder gar keine Rolle.

4. Die Frage, welche Funktion die örtliche Geschichtsforschung als Teil der gesamten lokalen Erinnerungskultur bzw. als „integrativer Bestandteil der allgemeinen Kulturarbeit“ besitzen sollte, wird allenfalls im Kontext der Stadtbildpflege und des Denkmalschutzes erörtert.

Darüber hinaus gehende Konzepte oder gar gezielte Vorstöße sind selten, erst recht nachdrückliche Strategien des Sich-Einmischens.

5. Mit dem schon Ende des 19. Jahrhunderts einsetzenden Bedeutungsverlust des gehobenen Bürgertums als des Deuters und Interpreten der alle Mitmenschen betreffenden Geschichte verschwand auch die Rekrutierungsbasis für eine profilierte Mitgliedschaft. Heutige Kulturpolitiker und Presseleute sehen z. B. zwischen einem Verein für Briefmarkenfreunde und einem für Laienhistoriker keinen wesentlichen Unterschied. Örtliche Geschichtsarbeit und der damit verbundene „spezifische Anforderungscharakter wissenschaftlicher Arbeit“ werden in ihrer Bedeutung weitgehend unterschätzt und entsprechend gering gefördert bzw. mit der Betätigung in einem Sport- oder Kleingärtnerverein in einen Topf geworfen.

6. Dass „Geschichtsforschung ... eine Form ideeller Wertschöpfung ist und ... deshalb keinen berechenbaren materiellen Wertzuwachs“ (M. Metschies) bewirken kann, ist angesichts der rasant voranschreitenden „Verbetriebswirtschaftlichung“ aller Lebensbereiche und der grundsätzlichen Hochachtung vor Naturwissenschaft und Technik nur schwer in die Köpfe der allermeisten politischen und ökonomischen Macher in unserer Gesellschaft hineinzubringen. Entsprechend gering ist die Bereitschaft, über den Tellerrand des Augenblicks hinauszusehen bzw. sich selbst zu historisieren, d. h. sich mindestens gelegentlich einmal von außen als Element in längerfristigen historischen Kontexten zu sehen.

Welches wäre z. B. ein solcher Kontext bzw. eine historische „Lehre“, die man aus einer besseren Kenntnis unserer Geschichte und Geschichtlichkeit gewinnen könnte? Nur ein Beispiel für eine solche „Lehre“: Die Bereitschaft, gesellschaftliche Problemlösungen zu suchen, ist immer die Folge von historischen Herausforderungen gewesen. Die Geschichte konkreter Lösungsbemühungen in der Vergangenheit vermag zu zeigen, dass nur in seltenen Fällen ein für alle Betroffenen befriedigendes Ergebnis erzielt werden konnte. Meist waren neue Ungleichgewichte und Herausforderungen die Folge, die dann wieder neue und weitergehende Antworten provozierten. Grundsätzlich heißt das, dass jede angebliche „Lösung“ ein Janusgesicht besitzt. Sie bringt zugleich Gewinne und Verluste, Befreiungen und neue Einschränkungen mit sich. Insofern ist jeder „Fortschritt“ doppeldeutig und muss vor jedem Zukunftsentwurf eine verantwortliche Entscheidung darüber gefällt werden, welche Teile des Erbes der Vergangenheit unwiederbringlich aufgegeben und welche aus welchen Gründen beibehalten werden sollen. Gerade in diese Diskussion sollten sich, so meine ich,

die Geschichtsvereine nachdrücklich einmischen. Wie aber kann man das machen? Dazu noch einige Hinweise!

3. Einige Gedanken zur zukünftigen Praxis der Geschichtsvereinsarbeit

Bei einer kontrovers geführten Diskussion im Bergischen Geschichtsverein sind vor ein paar Jahren folgende Prämissen genannt worden, die alle auf ein „Ja ... Aber“ hinauslaufen und so etwas wie ein Aufgabenraster für die Geschichtsvereinsarbeit liefern sollen. Sie lauten (nach M. Metschies):

1. Ja zur Wissenschaftlichkeit, **aber** keine totale Verwissenschaftlichung,
2. Ja zur Didaktik, **aber** keine Didaktik als Selbstzweck,
3. Ja zum modernen Vereinsmanagement, **aber** nicht ohne historische Fachkompetenz,
4. Ja zum Verständnis der Geschichte aus ihren eigenen Maßstäben heraus, **aber** keine Ideologisierung oder Aktualisierung aus politischen Gegenwartsinteressen,
5. Ja zur emotionalen Bindung an die „Heimat“, **aber** in Verbindung mit Weltoffenheit.

Ausgehend von der letztgenannten Prämisse stellt sich natürlich jene Grundsatzfrage jeder Geschichtsvereinsarbeit, die da lautet: Wie verhält sich die „große Geschichte“ eigentlich in Relation zu den vielen persönlichen Geschichten, d.h. zur eigenen Historizität, zum überschaubaren Lebensumfeld „vor Ort“, zur „kleinen Welt“ des Alltags, zur „Heimat“ also? In dem oben zitierten Brief des jungen Ernst Welcker klingt ja genau dieses Problem an! Damit ist zugleich die spannende Frage nach einer neuen Füllung des Begriffs „Heimat“ angesprochen, über die sich angesichts der vielen aus fremden Ländern und Kulturen stammenden Mitmenschen in unserem alltäglichen Umfeld mit ihren u.U. ganz anderen historischen Prägungen, Weltbildern, Geschichtsauffassungen intensiv zu diskutieren lohnt. Darauf kann aber hier nicht mehr eingegangen werden; stattdessen möchte ich abschließend noch auf zwei ganz handfeste Alltagsprobleme in der konkreten Arbeit der Geschichtsvereine und örtlichen Geschichtsinitiativen eingehen und auf diese Weise aus dem Höhenflug allgemeinerer Überlegungen wieder auf den Teppich des Trivialen herunterkommen. Ohne Lösungsstrategien für die folgenden Probleme dürfe nämlich m.E. die Zukunft der traditionellen und traditionsreichen Geschichtsvereine eher grau aussehen.

1. Wer macht eigentlich die konkrete Arbeit und warum macht er sie? Oft handelt es sich bei der Bewältigung der Geschichtsarbeit um das Engagement Einzelner, die sich bis zur Selbstaufgabe, ja bis an den Rand der Selbstaubeutung einsetzen. Das ist großartig und wichtig, aber auf Dauer tödlich und letztlich unverantwortlich. Statt dessen scheint es nötig zu sein, sehr viel stärker Teams zu bilden, die Lasten zu verteilen und Verantwortungen aufzusplitten, um zusammen vor Ort regelrecht eine Lobby der Ortsgeschichte zu bilden. Zudem: Die Einzelnen wie auch die Teams brauchen Rückhalt, Bestätigung, Anerkennung in der Öffentlichkeit und vor allem eine Rückmeldung über ihr Tun. Diese Funktion hat durchaus in einer Reihe von Orten die Presse übernommen; in den meisten Orten jedoch interessiert sich die Presse überhaupt nicht für die historische Arbeit der Geschichtsvereine, es sei denn, man selbst liefert ihr bereits fertig geschriebene Artikel. Deshalb gilt es gerade auch überregional die Pressearbeit zu intensivieren.

Jedenfalls meine ich, dass viel nachdrücklicher als bisher Öffentlichkeitsarbeit zu betreiben ist - dies nach dem Public-Relations-Wahl-spruch: „Tue Gutes und rede darüber“!

2. Das zweite Alltagsproblem, das kurz angesprochen werden muss, ist - wie könnte es anders sein - die Frage des Geldes, der knappen Finanzen. Die Städte und Landkreise haben zwar in den letzten Jahren durchaus gelegentlich immer einmal wieder Bereitschaft gezeigt, Geld für historische Projekte auszugeben und im Rahmen von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen stadtgeschichtliche Fragen aufarbeiten zu lassen, doch auch hierbei handelt es sich nur um Tropfen auf heiße Steine. Die Empfehlung läuft darauf hinaus, eine intensive Kampagne für mehr Mäzenatentum zu starten und für Legate in Testamenten zugunsten der Geschichtsarbeit zu werben. Im Deutschen Reich des 19. Jahrhunderts hat es bei uns ein entwickeltes Stiftungswesen gegeben, und in den USA wie in Großbritannien ist es heute noch eine Selbstverständlichkeit, dass private Stiftungen sich in vielen Bereichen des öffentlichen Lebens, nicht zuletzt auch in der Historie, engagieren. Das gibt es bei uns zwar auch, aber im Bereich der Kulturwissenschaften leider nur in sehr geringem Maße.

Dies ist nicht nur ein Problem infolge der ungünstigen Steuer- bzw. Stiftungsgesetzgebung, sondern eher ein mentales Problem und hängt mit dem geschwundenen „Gemeingeist“ vieler Besitzenden zusammen. Immer wieder ist doch in der Presse auf die Tatsache hingewiesen worden, dass zur Zeit die reichste Generation, die es je in Deutschland gegeben hat, abtritt! Die Geschichtsvereine sollten versuchen, Menschen dieser Generation als Mäzene für ihre Arbeit zu gewinnen oder sie zu animieren, Stiftungen zu gründen, die ausdrücklich der örtlichen Ge-

schichtarbeit zugute kommen. Gesucht werden aber nicht nur die großen Mäzene, sondern vor allem die kleinen Mäzene, um in unbürokratischer Weise zum Beispiel Ausstellungen zu finanzieren, Einzelprojekte zu fördern, Preise auszusetzen, Druckkostenzuschüsse zu geben, Sammlungen zu ermöglichen, die Erhaltung von Denkmälern und Ähnlichem zu finanzieren, moderne Geräte in den Vereinen wie zum Beispiel Kopierer und PCs anzuschaffen, vor allem aber um arbeitslose Lehrer, Historiker, Kulturwissenschaftler usw. für konkrete Projekte und Pläne einzustellen, damit diese Potenziale nicht verloren gehen.

Mit solchen Bemerkungen habe ich nur einige wenige mögliche Strategien benannt, um aus den Alltagsproblemen der Geschichtsvereine und sonstigen örtlichen Geschichtsinitiativen ein wenig herauszukommen. Grundsätzlich meine ich, dass nicht nur die Geschichtswissenschaft, sondern ebenso die Geschichtsvereine und alle sonstigen historischen Initiativen das Geschäft betreiben, historisches Gewissen in einer sich stark wandelnden Gesellschaft und Anwälte für ein kritisches Erinnern zu sein, um auf solide, d.h. begründete Weise Zukunft zu gewinnen. Geschichte ist nach Theodor Lessing letztlich die „Sinngebung des Sinnlosen“: Ohne den ständigen Reiz, immer wieder neu nach historischem Sinn zu suchen, und die Bereitschaft, immer wieder Sinnhaftes zu entdecken und darüber zu kommunizieren und zu diskutieren, gibt es keinen Antrieb zum Entwurf in die Zukunft. Allen unseren Anfängen wohnt - so Hermann Hesse - „ein Zauber inne, der uns beschützt und der uns hilft zu leben“. Dies gilt angesichts unserer Endlichkeit wohl auch und gerade für die Frage und das Suchen nach Anfängen (und Enden) in der Geschichte! Noch einmal: Ohne Herkunft keine Zukunft! Ein schönes Zitat zum Schluss; es stammt von Erich Kästner:

„Die Erinnerung ist eine mythische Kraft
und bildet die Menschen um:
Wer das, was schön war, vergisst, wird böse,
wer das, was schlimm war, vergisst, wird dumm.“

In diesem Sinn: vielen Dank für Ihr Interesse und Ihre Aufmerksamkeit; vor allem aber dem Oberhessischen Geschichtsverein weiterhin viel Erfolg und seinen Mitgliedern das immer wieder neue Entdecken von spannenden Horizonten, welche Klio, die Muse der Geschichte, für den bereit hält, der sich auf sie einläßt - dies ad multos annos!

Einige Literaturhinweise zum Vortrag:

Dietz, Burkhard: Der Vergangenheit eine Zukunft. Probleme und Perspektiven der lokalen und regionalen Geschichtsarbeit, in: Romerike Berge, 49. Jg. (1999), H. 1, S. 8-18.

Geschichtsvereine: Entwicklungslinien und -perspektiven lokaler und regionaler Geschichtsarbeit, Bergisch Gladbach 1990 (= Bensberger Protokolle 62), darin bes. die Beiträge von Klaus Pabst und Jürgen Reulecke.

Heimpel, Hermann: Geschichtsvereine einst und jetzt, in: Bookmann, Hartmut u.a. (Hg.): Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert, Göttingen 1972, S. 45-73.

Kerbs, Diethart/Reulecke, Jürgen (Hg.): Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880 - 1933, Wuppertal 1998.

Klueting, Edeltraud (Hg.): Antimodernismus und Reform. Beiträge zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung, Darmstadt 1991.

Kuss, Horst: Landesgeschichte oder Regionalgeschichte? In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 51. Jg. (2000), S. 388-405.

Meinecke, Friedrich: Zur Gründungsgeschichte der Giessener Burschenschaft. Briefe Ernst Welckers an seinen Bruder Karl Theodor, in: Burschenschaftliche Blätter, VII. Jg.(1893), Nr. 3, S. 57-62.

Metschies, Michael: Geschichtsvereine an der Schwelle zum 21. Jahrhundert, in: Romerike Berge, 49. Jg. (1999), H. 3, S. 10-21.

Müller, Bernd/Uffelman, Uwe (Hg.): Regionale Identität im vereinten Deutschland. Chance und Gefahr, Weinheim 1996.

Pohl, Karl Heinrich (Hg.): Regionalgeschichte heute, Bielefeld 1997.

Priamus, Heinz Jürgen/Himmelman, Ralf (Hg.): Stadt und Region, Region und Stadt. Stadtgeschichte - Urbanisierungsgeschichte - Regionalgeschichte, Essen 1993.

Reulecke, Jürgen: Antimodernismus und Zivilisationskritik: Die Heimatbewegung aus historisch-gesellschaftlicher Perspektive, in: Regionaler Fundamentalismus? Geschichte der Heimatbewegung in Stadt und Land Oldenburg, Oldenburg 1999, S. 12-21.

Speitkamp, Winfried: Geschichtsvereine, Landesgeschichte, Erinnerungskultur. Vortrag vor dem Oberhessischen Geschichtsverein Gießen am 26. Februar 2003 (im Manuskript benutzt).